

Wolfgang Pöckl
Universität Innsbruck

Skizze einer deutschen Übersetzungsgeschichte

ABSTRACT

The present article is a short overview of the history of translation into the German language. It aims at being more than a mere chronicle of events and, thus, attempts to integrate aspects of the history of the German language, culture and literature. The focus does not lie on names of translators and titles of works (the details of which can easily be found in the sources indicated in the bibliography), but on the most influential cultural contacts of the German speaking area and on the interaction between the prevalent translation theories and the actual translation practice of the different periods. The text also contains short reflections on the social status of the translators.

1. Einleitung: Zur Aufgabenstellung

Jede größere europäische Sprache hat ihre Standardwerke zur Sprachgeschichte ebenso wie zur Literaturgeschichte, aber nur die wenigsten Sprachgemeinschaften verfügen über eine umfassende Darstellung der Geschichte ihrer Übersetzungen.¹

1| Die einzigen mir bekannten Beispiele sind England (Ellis 2008), Irland (Cronin 1996) und Spanien (Ruiz Casanova 2000, Lafarga / Pegenaute 2004). Die Publikationsdichte in Spanien erklärt sich aus der Tatsache, dass viele Philologen an die seit den achtziger Jahren an fast jeder Universität neugegründeten Institute für Übersetzen und Dolmetschen gewechselt sind und auf diese Weise sehr viel einschlägige Kompetenz in den jeweiligen Einrichtungen vorhanden ist.

Ein außereuropäisches und völlig untypisches Beispiel für eine Kleinsprache, deren Übersetzungsgeschichte umfassend aufgearbeitet ist, stellt die romanisch basierte Kreolsprache Papiamentu dar, die auf den Niederländischen Antillen gesprochen wird. Die Sprache verdankt diese Ausnahmestellung einer Dissertation, die der Frage nachgegangen ist, welche Rolle Übersetzungen auf dem Weg von einer ursprünglich

Der Hauptgrund für dieses Defizit liegt wahrscheinlich darin, dass die Philologie als Kind der Romantik eine ungesunde Dosis an Nationalismus in die Wiege gelegt bekommen hat, die sich im Lauf der letzten zwei Jahrhunderte nur langsam hat abbauen lassen. Die Vorstellung, dass die eigene Kultur, die Muttersprache und die in ihr verfasste Literatur ihre Existenz und ihre Entwicklung in hohem Maße Anregungen von außen verdanken sollten, wurde lange Zeit wie eine Beleidigung empfunden, der man am besten keine Beachtung schenkt. Erst in der jüngsten Vergangenheit ist die Forschung durch Phänomene wie die auf allen Ebenen des Lebens stattfindende Globalisierung für den Wert und das Gewicht von Austauschprozessen neu sensibilisiert worden. Moderne Kulturtheorien bewerten Vorgänge wie kulturelle Hybridisierung, die früher als Indiz von Degeneration betrachtet wurden, als Keim möglicher positiver Entwicklungen. Dieser Perspektivenwechsel hat auch die Übersetzung von der Peripherie ins Zentrum der Aufmerksamkeit verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen rücken lassen, und zwar so sehr, dass aktuelle Strömungen der Kulturwissenschaft neuerdings von einem regelrechten *translation turn* sprechen. Dieses Schlagwort macht indes nicht alle VertreterInnen der Translationswissenschaft uneingeschränkt froh, denn in diesen Zusammenhängen wird *translation/Übersetzung* meist in einer metaphorischen Weise gebraucht, die nicht kompatibel ist mit dem Verständnis von ÜbersetzungswissenschaftlerInnen und TranslationsdidaktikerInnen von den Aufgaben ihres Fachs.

Die folgende Darstellung will versuchen, mit dem bewährten methodischen Instrumentarium der Übersetzungsforschung einige Höhepunkte der deutschen Übersetzungsgeschichte in aller gebotenen Kürze zu charakterisieren sowie einzelne langfristige Entwicklungen nachvollziehbar zu machen. Der Terminus Übersetzungsforschung soll die wissenschaftlichen Ansprüche auf ein für dieses Unternehmen realistisches Maß senken. Übersetzungsgeschichte, sofern sie bewusst interdisziplinär angelegt ist, hat ja immer drei Disziplinen zu integrieren, die methodisch unterschiedlich arbeiten, nämlich Sprach-, Kultur- und Literaturwissenschaft bzw. die jeweils spezifisch diachrone Ausprägung dieser Disziplinen, also Sprach-, Kultur- und Literaturgeschichte.

prestigearmen Kleinsprache zu einer ziemlich breit ausgebauten Verkehrssprache spielen (Eckkrammer 1996).

Kurzdarstellungen zu allen größeren Kultursprachen der Erde finden sich in Baker / Saldanha (²2009). Sie sind dem vorliegenden Überblick nicht unähnlich, setzen aber in der Regel andere Schwerpunkte.

Inzwischen ist auch der lang erwartete letzte Teilband der HSK-Reihe zur Übersetzung (Kittel et al. 2011) erschienen, der große Translationskulturen (England, Frankreich, Italien, Iberische Halbinsel, Russland) in mehrteiligen Abschnitten und kleinere in Einzelkapiteln darstellt.

2. Das Mittelalter: Die Geburt der deutschen Sprache aus dem Geist der Übersetzung

Die prägendste Phase der europäischen Übersetzungsgeschichte ist zweifellos das Mittelalter, in dessen Verlauf sich die einzelnen Sprachen ausdifferenzieren und sich von den sie kulturell überdachenden Schriftsprachen – dem Mittellatein in West- und Zentraleuropa, dem byzantinischen Griechisch in Südost- und in Teilen Osteuropas – langsam emanzipieren, vielfach indem sie erst durch Übersetzungen aus diesen Prestigesprachen die sprachlichen Mittel entwickeln, um wichtige Funktionen in der eigenen Sprache abdecken zu können.

Allerdings darf man diesen Vorgang nicht als ideologisch gesteuertes Bemühen interpretieren, bei dem es darum gegangen wäre, dem Lateinischen oder Griechischen (auf der Iberischen Halbinsel zeitweise auch dem Hocharabischen) den Rang abzulaufen. Insofern sind auch die Parallelen, die manchmal zu den Verselbständigungsbestrebungen heutiger Klein- und Minderheitensprachen gezogen werden, nicht zutreffend. Die Sprecher mittelalterlicher Volkssprachen verfolgten niemals die Absicht, die auf Grund ihrer langen Tradition und ihrer grammatischen Kodifizierung² äußerst statusstarken Sprachen, in denen zudem die heilsgeschichtlich relevanten Texte (also Bibel³ und Koran) abgefasst waren, aus sprachpolitischen Motiven aus ihren angestammten Domänen zu verdrängen.

Ein theoretischer und ein praktischer Gesichtspunkt mögen diese ideologiefreie Haltung illustrieren. In der lateinisch dominierten Sphäre wurde bis in die frühe Neuzeit zwischen vertikaler und horizontaler Übersetzung unterschieden, was deutlich auf die Wertigkeit der Sprachen verweist. Übersetzungen aus dem Arabischen oder, ab dem Humanismus, aus dem Griechischen ins Lateinische werden ebenso als horizontale Übersetzungen betrachtet wie solche aus dem Altfranzösischen ins Mittelhochdeutsche, wobei das letztere Sprachenpaar natürlich eine Stufe tiefer angesiedelt ist. Dagegen sind Übersetzungen aus dem Lateinischen in die Volkssprache auf einer vertikalen Achse zu denken; volkssprachlichen Versionen kommt in solchen Konstellationen nur die Rolle einer Verständnishilfe zu. Die Übersetzung eines volkssprachlichen Texts ins Lateinische stellt dagegen eine Art Nobilitierung dar, weil dadurch dem Ausgangstext eine hohe kulturelle Relevanz zuerkannt wird. Übersetzt wird zunächst vor allem aus nüchtern-pragmatischen Gründen, d.h. um Wissen zugänglich zu machen

2| Das Lateinische hieß im Mittelalter schlechthin *grammatica*.

3| Dass die lateinische Bibel selbst auf Übersetzung beruht, wurde in der katholischen Kirche (offiziell) nie als Problem gesehen und thematisiert. Im Mittelalter gab es mehrere lateinische Versionen, natürlich war die des Kirchenlehrers Hieronymus immer die wichtigste, aber die Monopolstellung als Referenztext wurde der *Vulgata* erst in der Zeit der Gegenreformation, konkret im Jahr 1546 beim Konzil von Trient, zugesprochen, wodurch ein dogmatischer Kontrapunkt zu Luthers deutscher Bibel gesetzt werden sollte.

oder, etwas umfassender betrachtet, um Bildung zu verbreiten. Vielfach haben die Verfasser ihre eigenen Texte in die jeweils andere Sprache übersetzt.

Wenn wir uns die ältesten Übersetzungsbemühungen ansehen, so stoßen wir in fast allen Sprachen auf Glossen. Diese Zeugnisse finden sich in fremdsprachigen (in der Mehrzahl lateinischen) Texten, in denen sich einzelne Wörter und Wendungen von Benutzern der Handschriften dem Verständnis widersetzen (zumindest geht der Glossator von dieser Vermutung oder Erfahrung aus) und die deshalb mit einer zwischen die Zeilen eingefügten oder an den Rand des Texts geschriebenen volkssprachlichen Übersetzung versehen werden. Die Sprachhistoriker freuen sich natürlich über solche Dokumente, bezeugen sie doch im Allgemeinen eine frühe schriftliche Verwendung der Volkssprache und geben vielleicht auch Auskunft über lautliche Entwicklungen. Der Glossator selbst aber verfolgt eine ganz andere Absicht: Ihm ging es darum, die weitere Verwendung des *fremdsprachigen* Texts sicherzustellen. Die Glossen dienen also von der ursprünglichen Intention her meist der Aufrechterhaltung des sprachlichen *status quo*, nicht einer beabsichtigten Ausdehnung der Verwendung der Volkssprache. Meistens sind Glossen wohl Produkte des Zufalls, es gibt aber auch einzelne Handschriften, in denen zwischen den Zeilen von vornherein genügend Raum für durchlaufende Interlinearversionen gelassen wurde.

Manchmal wurden die Glossen zu bestimmten Texten auch separat ausgelagert und wie Vokabelhefte angelegt; die Ausbaustufe dieser Sammeltätigkeit sind regelrechte (nach Sachgebieten geordnete oder alphabetisch sortierte) Wörterbücher (Pöckl 2008).

Wir haben heute im Deutschen die Wortfamilie *übersetzen/Übersetzer/Übersetzung*; in den meisten europäischen Sprachen der Gegenwart sieht es ganz ähnlich aus: englisch *translate/translator/translation*, französisch *traduire/traducteur/traduction* etc. Wir haben auch eine relativ feste Vorstellung davon, was wir uns von einer Übersetzung erwarten dürfen und was keine Übersetzung mehr ist (sondern z.B. eine Nachdichtung, eine Zusammenfassung in der Fremdsprache, eine Umsetzung in eine andere Gattung usw., vgl. Schreiber 1993). Das Mittelalter kannte weder das Wort, noch wurde genau zwischen (schulischen oder künstlerischen) Bearbeitungsformen fremdsprachiger Texte unterschieden. Das deutsche Verbum und seine Ableitungen setzen sich erst etwa ab 1600 gegen eine Reihe von Konkurrenten durch (Details in Pöckl 2004). Noch Luther verwendet in seinem apologetischen *Sendbrief vom Dolmetschen* (1530/1963) nur die Wörter (im Sinn von *types*) *dolmetschen* (was natürlich ‚übersetzen‘ meint) und *verdeutschen* (sowie die heute nicht mehr existierende Form ohne Präfix, *tiutschen*). Was im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Schrifttum als Übersetzung betrachtet wird und was nicht, hängt also oft von der Sichtweise der modernen Philologie ab, wobei oft keine einheitliche Meinung zu erzielen ist. Soll man das mhd. *Rolandslied* (~1180) als Übersetzung der altfranzösischen *Chanson de*

Roland (~1100) betrachten, obwohl der deutsche Text doppelt so lang und ideologisch deutlich anders ausgerichtet ist, nämlich als religiöse Propagandadichtung, während in der französischen Vorlage eine stark politisch-nationale Note vorherrscht (Stichwort: *la douce France*)? Sind die höfischen Epen Hartmanns von Aue Übersetzungen der Romane des Chrétien de Troyes oder hat der deutsche Dichter, wie die Germanistik vor allem früher gern betont hat, den eleganten Vorbildern des Franzosen erst so richtig philosophischen Tiefgang verliehen?

Nun könnte man vielleicht argumentieren, dass das Konzept Übersetzung besser fassbar würde, wenn man die Texte aus dem Verständnis ihrer Entstehungszeit heraus interpretieren wollte, anders gesagt, die zeitgenössische(n) Übersetzungstheorie(n) als Folie verwenden würde. Doch das gesamte Mittelalter hindurch sucht man im deutschen Sprachraum (und nicht nur da) vergeblich nach Spuren einer substantiellen Theorie. In den Vorreden, Kolophonen oder wo immer man Aussagen zum Übersetzen bzw. zu einer konkreten Übersetzung antrifft, beschränken sich die Bemerkungen auf die Dichotomie *wörtlich* vs. *sinngemäß*, wobei man das, was die Übersetzer behaupten, keineswegs für bare Münze nehmen darf; oft handelt es sich um reine Übersetzerrhetorik. Wenn Gewährleute für die Angemessenheit des angewendeten Übersetzungsverfahrens genannt werden, so handelt es sich um Ciceros Erklärung, er habe griechische Reden – wie wir heute sagen würden – an die lateinischen Stilnormen angepasst, was irrtümlich als *generelle* Anweisung zum freien Übersetzen verstanden wurde. Bei philosophischen Texten etwa orientierte sich Cicero ja sehr viel enger an den Vorlagen. Aber die Römer selbst waren auch keine großen Übersetzungstheoretiker (vgl. die schmale Ausbeute einschlägiger Zitate in Seele 1995), und daher war auch die intellektuelle Mitgift an die nachfolgenden Epochen auf diesem Sektor sehr bescheiden. Ein zweites noch verschiedentlich bemühtes Zitat stammt aus der *Ars poetica* des Horaz und hat mit Übersetzen de facto gar nichts zu tun, wurde aber ebenfalls verallgemeinernd für die freie Übersetzung in Anspruch genommen (Diskussion der Zitate in Albrecht 1998: 53–61). Aus der christlichen Spätantike war zumindest unter Klerikern noch der Brief bekannt, den der hl. Hieronymus (1963) an seinen Freund Pammachius schrieb und der die erste textsortendifferenzierende Übersetzungstheorie enthält. Der Schutzpatron der Übersetzer sagt darin ja, dass er profane Texte frei übersetzt habe, die Heilige Schrift jedoch, in der auch die Wortfolge ein (theologisches) Mysterium sei, sehr wortgetreu wiedergegeben habe.

Es ist übrigens sehr aufschlussreich für den Stand der abendländischen Reflexion zur Übersetzung, wenn man zeitgleiche Ausführungen aus dem islamo-arabischen Kulturraum danebenhält. Dort finden wir sehr viel differenziertere Argumentationen, und zwar sowohl in Bezug auf die Lexik und Idiomatik als auch im Hinblick auf unterschiedliche Textsorten und ihre Spezifika. Ein schwacher Abglanz davon begegnet in vereinzelt Anmerkungen französischer Gelehrter,

die sich in den Kreuzfahrerstaaten niedergelassen haben und dort naturgemäß in ständigem Kontakt mit der orientalischen Geisteswelt standen.

Im Mittelalter bleibt das Spektrum sowohl der Ausgangssprachen als auch der Gattungen, denen die übersetzten Texte angehören, ziemlich überschaubar, jedenfalls wenn wir uns auf den deutschen Sprachraum konzentrieren. Texte mit religiösen Inhalten haben im Allgemeinen lateinische Vorlagen, wobei die Form des Lateins natürlich von der Entstehungszeit des Originals (bzw. des Ausgangstextes) abhängt, also der christlichen Spätantike ebenso angehören kann wie dem zeitgenössischen Mittellatein. Vereinzelt werden auch wissenschaftlich-didaktische Texte übersetzt, wogegen die Wissenschaften im engeren Sinn eine Domäne des Lateins bleiben. Die Schöne Literatur stammt einerseits ebenfalls aus dem Lateinischen (sowohl dem antiken als auch dem mittelalterlichen), wird andererseits aber zu einem hohen Prozentsatz stofflich von Frankreich beliefert. Auf die Problematik der Grenzziehung zwischen Übersetzung und Nachdichtung wurde oben schon hingewiesen. Auffallend ist, dass Lyrik (obwohl der Minnesang ein verbreitetes kulturelles Phänomen ist) und das Theater (das in Frankreich, im Gegensatz zu anderen Ländern Mittel- und Westeuropas, eine vitale Gattung ist) vom Übersetzungsgeschehen konsequent ausgespart bleiben; zumindest kennen wir keine Fälle eindeutiger Abhängigkeiten.

3. Frühe Neuzeit

An der Schwelle vom Mittelalter zur Neuzeit ändern sich im kulturell-soziologischen Feld mehrere Parameter grundlegend. Der Frühhumanismus öffnet die Perspektive auf neue Sprachen, neue Inhalte und neue Funktionen der Übersetzung (vgl. die umfassende Darstellung aus der Sicht der Germanistik bei Albrecht 2011).

Die deutsche Literaturgeschichte der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist stark von Übersetzungen bestimmt. Die Texte, deren sich die Übersetzer annehmen, kommen vorwiegend aus Italien, wenngleich sie meist lateinisch sind. Der große neue Name heißt Boccaccio. An seiner Rezeption lässt sich gut zeigen, wie unterschiedlich die Vorstellungen von adäquaten Übersetzungen sind, aber auch, wie schwierig es ist, die ersten Schritte in einem neuen Sprachenpaar zu tun. Chronologisch am Anfang steht Heinrich Steinhöwels noch scheinbar ganz im mittelalterlichen Geist stehende, um leichte Lesbarkeit (*verstentnus* ‚Verständnis‘) bemühte, sinngemäße (*sin zu sin*) Wiedergabe von Boccaccios letzter *Decamerone*-Novelle *Griselda*. Doch nicht die italienische Originalfassung liegt der Übersetzung zugrunde, sondern die mit einer (gar nicht der ursprünglichen Intention des Autors entsprechenden) theologischen Interpretation befrachtete lateinische Fassung, die wir Petrarca verdanken (hier also ein Beispiel für eine vertikale Übersetzung aus der Volkssprache ins Lateinische, die – schon wegen der europaweiten Berühmtheit des Übersetzers – eine breite Aufnahme des Texts jenseits der italienischen Sprachgrenzen garantierte).

Ganz anders ging Niklas von Wyle zu Werk, der sich sehr konsequent an der sprachlichen Form der Ausgangstexte orientierte und viele latinisierende Strukturen verwendete (wie übrigens auch Boccaccio selbst syntaktische Konstruktionen des Lateinischen wie den *AcI* oder den *Ablativus absolutus* nicht verschmähte, sondern mit ihnen das Italienische dem Lateinischen ähnlicher machen und damit aufwerten wollte). Niklas von Wyle nennt seine als Modellübersetzungen gedachten Texte übrigens bereits *translazzen* („Translationen“) (aber es führt natürlich kein direkter Weg von seiner Bezeichnung zu dem modernen Terminus *Translation*, der im Deutschen ja seit Otto Kade als Überbegriff für Übersetzen und Dolmetschen fungiert).

Zwischen den Extremen ist Albrecht von Eyb anzusiedeln, dem sowohl Eleganz als auch Flüssigkeit der Texte ein Anliegen sind.

Man sieht an den Übersetzungen der Frühhumanisten, dass das Übersetzen aus dem Lateinischen ins Deutsche schon eine lange Tradition hat und dass man die Grenzen der Möglichkeiten experimentell auszuloten versucht. Dagegen demonstriert die *Decamerone*-Übersetzung eines unter dem Decknamen Arigo publizierenden Übersetzers, wie schwierig es ist, die Rolle eines Pioniers zu übernehmen und aus Sprachen zu übersetzen, die bis dahin nicht als Ausgangssprachen gedient haben. Obwohl das Italienische typologisch dem Deutschen näher steht als das Lateinische, wird Arigos Version durchweg als un gelenk und schwerfällig charakterisiert. Es fehlt am Anfang bei jedem Sprachenpaar schlicht an Übung und Erfahrung beziehungsweise Routine.

Da hatten es die beiden hochadeligen Damen französischer Herkunft, die mit deutschen Fürsten verheiratet wurden, nämlich Elisabeth von Nassau-Saarbrücken und Eleonore von Vorderösterreich, wesentlich einfacher, wenn sie so genannte französische Prosa-Auflösungen (d.h. Romane in Prosa, die auf Heldenepen oder höfische Romane in gebundener Sprache zurückgehen) ins Deutsche übersetzten, denn dieser Weg war schon gebahnt. Die Verdienste dieser Übersetzungen sind trotzdem nicht zu unterschätzen, denn sie ebnet nicht nur stilistisch, sondern vor allem gattungsmäßig dem deutschen Prosaroman den Weg.

Der Anteil der Kleriker unter den Übersetzern ist in der Renaissancezeit sehr viel geringer als im Mittelalter, doch die berühmteste und wirkungsmächtigste deutsche Übersetzung der frühen Neuzeit ist das Werk eines Augustinermönchs. Martin Luther hat mit seiner Bibelübersetzung nicht nur eine wichtige Grundlage für eine (relativ) einheitliche deutsche Schriftsprache gelegt, sondern mit seinem *Sendbrief vom Dolmetschen* auch den ersten namhaften Beitrag zur deutschsprachigen Übersetzungstheorie geleistet. Ohne auf Details dieser polemischen Schrift eingehen zu wollen, sei doch darauf hingewiesen, dass Luthers Credo zur Maxime des hl. Hieronymus, die Heilige Schrift aus theologischen Gründen möglichst ausgangstextnah zu übersetzen, in genauem Widerspruch steht, denn Luther will ja, wie er schreibt, der Mutter im Haus, den Kindern auf der

Gasse und dem gemeinen Mann auf dem Markt zuhören und seine Übersetzung sprachlich an diesen Erfahrungen ausrichten.

Es ist interessant zu beobachten, wie fremde Sprachen und Kulturen nacheinander in den Blick kommen und wie die Rezeption in der Zeit der Reformation und der Gegenreformation oft auch die Texte konfessionell markant einfärbt.

Nach dem frühen Kontakt mit Italien wird im 16. Jahrhundert vor allem Spanien interessant, natürlich zunächst als aufstrebende neue Weltmacht, die sich jenseits des Atlantiks einen neuen Kontinent erschlossen hat. Bemerkenswert früh, nämlich schon 1497, erscheint in Straßburg der Reisebericht (*Cartas y Relaciones*) des Kolumbus, allerdings übersetzt, wie es auf dem Titelblatt heißt, „vß der katilonischen zungen und vß dem latin“. Eine Generation später, als es gilt, die Darstellung der Eroberungszüge von Hernán Cortés zu übersetzen, findet sich offenbar jemand, der den Text direkt aus dem Spanischen ins Deutsche bringt. Generell lässt sich aber auch am Beginn der Neuzeit noch eine verbreitete Sorglosigkeit in Bezug auf die Form der Vorlage beobachten: Übersetzungen aus zweiter Hand (auch Umwegübersetzungen genannt) sind fast eher die Regel als die Ausnahme, vor allem bei nicht-kanonischen Texten.

Diese Beobachtung gilt auch für die ersten literarischen Übersetzungen aus dem Spanischen, wobei die Texte eine protestantische Note bekommen. Die gattungsmäßig schwer einzuordnende *Celestina* (am ehesten ein Lesedrama) wird von einem Augsburger Apotheker aus dem Italienischen übersetzt, der erste Band der *Amadis*-Romane kommt über eine französische Fassung nach Deutschland.

Viel entspannter und aufgrund dynastischer Beziehungen wesentlich enger sind natürlich die kulturellen Beziehungen zwischen Spanien und dem katholischen Österreich. Am Hof der Habsburger in Wien interessiert man sich auch für die spanische Mystik und, etwas später, für die großen spanischen Dramatiker Lope de Vega und Calderón, deren Stücke verschiedenen Zeugnissen zufolge sogar gelegentlich im Original aufgeführt werden.

Mit Übersetzungen kommen auch neue Gattungen in die aufnehmenden Literaturen. Der spanischen Literatur verdankt die deutsche den Schelmenroman, der im 17. Jahrhundert zu einem beliebten Genre erblüht. Die Wege der Rezeption sind allerdings höchst verschlungen und wohl auch noch immer nicht bis ins letzte Detail aufgearbeitet. Der spanische Nationaldichter Cervantes spielt in diesem Zusammenhang auch eine Rolle, denn eine seiner *novelas ejemplares* hat dazu beigetragen, der Gattung Konturen zu verleihen, wobei es aber mehr als zwei Jahrhunderte gedauert hat, bis man erkannt hat, dass es sich bei der Übersetzung nicht, wie man vorher glaubte, um ein deutsches Originalwerk handelt, hat der Übersetzer doch die Handlung von Sevilla nach Prag verlegt. Der Erfolg des *Don Quijote* lässt hingegen noch lange auf sich warten; seine Stunde schlägt erst in der Romantik, als der Dichter Ludwig Tieck sich des Werks annimmt und der Sprachgewalt des spanischen Autors gerecht wird (Überblick über die Rezeption

der spanischen Literatur in Deutschland mit weiterführenden Literaturangaben in Pöckl 2012).

4. Frankreich: Vom Vorbild zum „Feindbild“

Ab der Mitte des 17. Jahrhunderts wird die französische Kultur in fast ganz Europa dominant. Es wird auch viel aus dem Französischen übersetzt, vor allem aber exportiert Frankreich seine kulturellen Modelle, die in fast ganz Europa als exemplarisch betrachtet werden. Molière beispielsweise wird schon im 17. Jahrhundert übersetzt, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts liegen dann die bedeutenden Charakterkomödien (*Le misanthrope/Der Menschenfeind*, *L'avare/Der Geizige*, *Tartuffe*) in deutscher Übersetzung vor, 1752 erscheint in Hamburg eine Gesamtausgabe der Lustspiele (zur Molière-Rezeption im Überblick von den Anfängen bis zur Gegenwart vgl. Blaikner-Hohenwart 2001). Für eine Ausrichtung der deutschen Literatur an der französischen setzen sich in erster Linie Johann Christoph Gottsched und seine Frau ein, die beide auch übersetzerisch sehr aktiv sind.

Alles, was in Frankreich selbst produziert und wahrgenommen wird, braucht um seine Übersetzung in andere europäische Sprachen nicht besorgt zu sein. Aber allmählich formiert sich in Deutschland Widerstand gegen die Diktatur des französischen Geschmacks. Der Anstoß dazu kommt aus England. Es ist das erste Mal in der deutschen Kulturgeschichte, dass entscheidende Impulse von der Insel ausgehen (von den irischen Mönchen der Karolingerzeit und einigen lateinisch schreibenden Gelehrten des Mittelalters abgesehen). Die Autoren, die im Zuge dieser Neuorientierung paradigmatischen Stellenwert bekommen, sind Homer und Shakespeare.

Mit beiden konnten die Franzosen wenig anfangen. In der berühmten *Querelle des Anciens et des Modernes*, dem Streit also über die Antwort auf die Frage, ob die Antike nach wie vor modellbildende Funktion habe, setzte sich die Partei durch, die die Auffassung vertrat, dass die französische Gesellschaft den Gipfel der Zivilisation repräsentiere und sich nicht an fremden Mustern orientieren könne, ohne einen kulturellen Rückschritt zu riskieren. Unter den Dichtern der Antike erhielt der elegante Vergil eindeutig den Vorrang vor dem „barbarischen“ Homer, der nicht einmal davor zurückgeschreckt war, die Götter als lächerlich, nämlich als Wesen mit sehr fragwürdigen menschlichen Eigenschaften wie Neid und Eifersucht darzustellen und die Kriegshelden Reden führen zu lassen, für deren Vulgarität sich ein französischer Lastenträger des *grand siècle* hätte schämen müssen.

In England aber wurden neue Dimensionen des Geschichtsverständnisses entwickelt. Man argumentierte, dass andere Epochen und andere Kulturen eben auch ein anderes Kunstverständnis (gehabt) hätten und dass man Homer nur

einmal unvoreingenommen lesen müsse, um den harmonischen Klang, den suggestiven Rhythmus und den Bilderreichtum der Sprache würdigen zu können. Von all dem konnte ein französischer Übersetzer wie Houdar de la Motte wenig empfunden haben, da er sich doch rühmte, den Originaltext wegen der langweiligen Wiederholungen und weit ausgreifenden Schilderungen der Kampfhandlungen um zwei Drittel gekürzt und damit überhaupt erst für den gebildeten französischen Leser genießbar gemacht zu haben.

In Deutschland fallen die Plädoyers für die (wie man heute sagen würde) Alterität der altgriechischen Literatur auf fruchtbaren Boden. Die Stürmer und Dränger erheben die Begeisterung für Homer zu einer regelrechten Weltanschauung und, was für unser Thema besonders wichtig ist, machen sich mit Enthusiasmus an die Übersetzung der *Ilias* und der *Odysee*. Unter den konkurrierenden Versuchen hebt sich die Hexameter-Version von Johann Heinrich Voß ab, die in Deutschland bald nach Erscheinen zum großen Diskussionsthema wird.

Da Voß einen ganz entscheidenden Akzent in der deutschen Übersetzungsgeschichte setzt, müssen wir ihm gesonderte Aufmerksamkeit widmen. Während seine erste Annäherung an Homer, die Übersetzung aus dem Jahr 1781, sprachlich noch einigermaßen konventionell ist, entwickelt er für die 1793 erscheinende Version der *Ilias* eine viel radikaler am griechischen Original ausgerichtete Kunstsprache. Die sprachtypologischen Ähnlichkeiten zwischen dem Griechischen und dem Deutschen, die Flexibilität der Wortstellung und vor allem die Möglichkeiten der Kompositabildung ermutigten Voß zu Fügungen, die die Zeitgenossen zunächst ziemlich ratlos machten. Man muss sich vor Augen halten, dass ja zeitgleich die deutsche Klassik mit ihrer gepflegten Literatursprache den denkbar größten Kontrast zu den gewagten Neologismen und Satzstrukturen von Voß bildet. Es dauert mehrere Jahre, bis die Kritiker nach und nach die sprachbildende Kraft und das poetische Potential dieser Übersetzung anerkennen. Mit Voß hat die (eigentlich unpassender Weise so genannte) verfremdende Übersetzung, der absolute Gegenentwurf zu den französischen *belles infidèles*, in der deutschen Übersetzungskultur eine Tradition eröffnet, die auf dem Gebiet der literarischen Übersetzung, insbesondere wenn es sich um Texte aus geographisch oder zeitlich entfernten Kulturen handelt, bis heute nicht verdrängt werden konnte, obwohl die modernen Translationstheorien überwiegend in eine andere Richtung zu weisen scheinen.

Die Auswirkungen der Vossischen Übersetzersprache auf die weitere Entwicklung des Deutschen sind bisher nur ansatzweise erforscht. Auf eine interessante Erscheinung sei aber am Rand hingewiesen: Komposita mit einem Partizip als Determinatum wie *zepterführend*, *waldbewachsen*, *hauptumlockt* usw. (Beispiele aus Häntzschel 1977: 132) mögen heute in der Literatursprache seltener geworden sein, aber in den Fachsprachen ist der Typ enorm produktiv, vgl. z.B. *schmutzabweisend*, *materialschonend*, *glasfaserverstärkt*, *hochtemperaturverzinkt*.

Ungefähr zeitgleich mit der Bemühung um einen deutschen Homer verlaufen die Etappen der Shakespeare-Rezeption. Mit fast zwei Jahrhunderten Zeitverzögerung erscheint die Lichtgestalt des englischen Theaters am Horizont der deutschen Literaturszene. Wenn man von ersten und unbedeutenden Einbürgerungsversuchen absieht, richtet sich die Aufmerksamkeit zunächst auf ein umfassendes Übersetzungsprojekt von Christoph Martin Wieland, dessen Shakespeare man ganz zu Unrecht ein inadäquates Rokoko-Gepräge nachsagt, wahrscheinlich um die Übersetzungsleistung des Familienunternehmens Schlegel-Tieck in umso großartigerem Glanz erstrahlen lassen zu können. Zur Ehre der deutschen Übersetzer darf jedenfalls generell gesagt werden, dass sie der sprachlichen und dramaturgischen Ästhetik des englischen Genius viel eher gerecht werden als ihre Kollegen in anderen europäischen Kulturen (sofern sich diese überhaupt so früh mit Shakespeare auseinandersetzen). Dies wiederum lässt sich gut damit erklären, dass Shakespeares Werke als Gegenmodell zur klassizistischen Dichtungsdoktrin der Franzosen stilisiert wurden und die Mischung von Komik und Tragik, von hohem und niederem Stil als wesentlich lebensnaher, „natürlicher“ empfunden wurde als die Vorschriften der Poetik der Franzosen, wonach Theaterstücke die drei Einheiten einhalten und aus fünf Akten sowie einer beschränkten Anzahl an Personen bestehen mussten, die *bienséances* zu respektieren hatten und den handelnden Figuren nur standesgemäße Reden in den Mund legen durften.

Die Shakespeare-Begeisterung zieht auch die Übersetzung der großen spanischen Dramatiker nach sich, denn Lope de Vega oder Calderón de la Barca unterwerfen sich den strikten Vorschriften der aristotelischen Poetik ebenso wenig wie Shakespeare und werden daher als Verbündete der Anti-Frankreich-Front vereinnahmt.

5. Goethezeit – Deutschland als Übersetzernation

Dank der Phase intensiver und innovativer Übersetzungstätigkeit, an der auch viele bedeutende Dichter und Schriftsteller beteiligt sind, ist die deutsche Literaturlandschaft um oder kurz nach 1800 in einer bemerkenswerten Lage. Trotz Lessing, Schiller und Goethe (der ja mehrere seiner bedeutenden Werke erst noch schreiben wird) hat die deutsche Literatur bis dahin keine große internationale Strahlkraft entwickeln können, aber sie genießt bei manchen repräsentativen intellektuellen Europas ein hohes Ansehen dafür, dass alle wichtigen Werke der Weltliteratur⁴ in deutscher Sprache vorliegen, was keine andere Sprachgemein-

4| Auch diesen Begriff gibt es noch nicht; Goethe wird ihn in den späten zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts in Umlauf bringen. Zu den Einzelheiten der Begriffsgeschichte vgl. Koch (2002).

schaft von sich behaupten kann. Das Stereotyp von der Bildsamkeit der deutschen Sprache etabliert sich, aber wir wissen heute natürlich, dass die angebliche Leichtigkeit, mit der man ins Deutsche übersetzen kann, die Frucht einer langen und erfahrungsreichen Praxis ist.

Seit dieser Zeit gilt Deutschland als die führende Übersetzernation. Rein quantitativ ist sie das bis heute, wie der *Index translationum* eindrucksvoll bestätigt.⁵ Das gesamte 19. Jahrhundert hindurch geben deutsche Gelehrte aber auch in der Theorie den Ton an. Allen voran ist hier Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher (1816/2009) zu nennen, dessen berühmte Abhandlung über die verschiedenen Methoden des Übersetzens, im Jahr 1813 den Mitgliedern der Preußischen Akademie der Wissenschaften vorgetragen, bis heute zu den Referenztexten der Übersetzungswissenschaft gehört und deren Echo noch über ein Jahrhundert später auch in ausländischen Texten zur Übersetzungstheorie – wie z.B. in José Ortega y Gasset's Essay *Miseria y esplendor de la traducción* (1937/1963) – unüberhörbar zu vernehmen ist.

Der deutsche Beitrag des 19. Jahrhunderts zur Übersetzungstheorie ist noch durch ein anderes Merkmal gekennzeichnet, das uns heute wahrscheinlich überrascht: Verhandelt werden nahezu ausschließlich die Probleme, die sich beim Übersetzen literarischer Texte aus den alten Sprachen ergeben. Das heißt, der Blickwinkel, bei Schleiermacher sporadisch auf Texte des Alltagslebens (wie Geschäftsbriefe) hin geöffnet, verengt sich wieder auf rein literarische Texte einer bestimmten Epoche. Die Anwendbarkeit der Theorie auf den größten Teil der tatsächlichen übersetzerischen Produktion wird so natürlich etwas fragwürdig, aber dieses Problem durchzieht die gesamte europäische Übersetzungsgeschichte wie ein roter Faden: Es ist fast immer eine auf der Basis eines bestimmten Texttyps gewonnene Theorie, die verallgemeinert wird.⁶ Für die „Qualitätskontrolle“ von Übersetzungen aus den modernen Fremdsprachen war diese Beschränkung der Perspektive jedenfalls vermutlich nicht hilfreich. Mehr noch: Es fällt auf, dass nach der breiten und enthusiastischen Übersetzungstätigkeit zwischen Sturm und Drang und Romantik, an der sich die namhaftesten Intellektuellen der deutschen

5] Was die verschiedenen bestimmenden Literaturströmungen des 20. Jahrhunderts betrifft, hat Deutschland jedoch manche Entwicklung regelrecht verschlafen. Die Verspätung, mit der etwa der lateinamerikanische *Boom* im deutschen Sprachraum rezipiert wurde, hängt aber auch damit zusammen, dass es in den sechziger und siebziger Jahren viel zu wenige kompetente Literaturübersetzer mit zureichenden Spanischkenntnissen gab, was zu dem Eindruck führte, dass zwei oder drei Übersetzer, allen voran Curt Meyer-Clason, eine Art Monopol auf diese ganze riesige Literaturlandschaft hätten.

6] In älteren Zeiten war es oft die Bibelübersetzung, aus der man die Argumente bezog. In der Gegenwart ist es so, dass die derzeit im deutschen Sprachraum dominanten Anschauungen vom fachsprachlichen Übersetzen und seinen Charakteristika aus konzipiert und danach zur Allgemeinen Translationstheorie erhoben wurde. Damit wurden wiederum die besonderen Bedingungen des literarischen Übersetzens ignoriert.

Kultur beteiligten, gegen die Jahrhundertmitte hin der Impetus erlahmt und auch kaum mehr epochemachende Übersetzungen veröffentlicht werden; unter den wenigen Ausnahmen sollte man Arthur Schopenhauers Übersetzung des *Handorakels* des spanischen Philosophen und Moralisten Baltasar Gracián und, mehr wegen der unkonventionellen Herangehensweise als wegen der Texttreue, Stefan Georges Übersetzungen von Gedichten Baudelaires erwähnen.

6. Geographische Verlagerungen

Um etwa 1800 steckte das Dreieck Berlin – Jena/Weimar – Göttingen den Raum ab, von dem die wichtigsten Übersetzungen und übersetzungstheoretischen Schriften ausgingen. Sieht man von dem österreichischen Orientalisten Joseph von Hammer-Purgstall ab, dessen Übersetzungen auch Goethe wichtige Anregungen lieferten, so trat der Süden des deutschen Sprachraums so gut wie gar nicht als „Übersetzungslandschaft“ in Erscheinung. Ein Jahrhundert später beginnt sich das nachhaltig zu ändern. Die Intellektuellen des zerfallenden Vielvölkerstaats Österreich-Ungarn, für die Mehrsprachigkeit eine Selbstverständlichkeit ihrer täglichen Lebenswelt war, bemühen sich um das europäische Kulturerbe. Rainer Maria Rilke richtet den Blick nicht nur nach England, Frankreich und Italien, sondern auch nach Russland, übersetzt das alte *Igor-Lied* und neuere Lyriker wie Lermontov. Der Humanist und (nach dem Ersten Weltkrieg) Pazifist Stefan Zweig sucht den Kontakt mit gleichgesinnten Franzosen, insbesondere dem germanophilen Romain Rolland, und übersetzt neuere französische Lyrik und Erzählprosa. Hugo von Hofmannsthal versucht noch einmal an die katholisch-barocke Tradition anzuschließen und widmet sich der Bearbeitung und Übersetzung von Calderón und Molière.

Unmittelbar nach der Auflösung des Habsburgerreichs wird in seinem ehemals östlichsten Zipfel, in der heutigen Ukraine, 1920 Paul Celan geboren, der viele Sprachen beherrschte und Lyrik aus zahlreichen Sprachen übersetzte, besonders aus dem sonst eher vernachlässigten Russisch. Derselben Generation gehört der rastlose H.C. Artmann an, der nacheinander in mehreren Ländern Europas lebt und aus all den Sprachen, die er dort erlernen konnte, übersetzt, vor allem die kanonische europäische Komödienliteratur der leichteren Machart aus Italien, Spanien, Frankreich, Dänemark und England. Und eine weitere Generation später profiliert sich Peter Handke (*1942) als Übersetzer aus dem Englischen, Französischen, Slowenischen und Altgriechischen.

Im Gegensatz zu Deutschland wird die Übersetzerszene in Österreich in den letzten Jahrzehnten in einem bemerkenswerten Ausmaß von Kontakten zu Sprachen Osteuropas bestimmt. Nicht nur in der Wirtschaft und im Bankwesen, sondern auch im Kulturbetrieb wird gern auf die in Österreich vorhandene Osteuropakompetenz verwiesen. Es ist richtig, dass nicht wenige slowenische,

kroatische, serbische, ungarische Schriftsteller zuerst in Österreich verlegt werden. Allerdings hat das kleine Land nur eine sehr schwache Verlags-Infrastruktur, so dass die meisten erfolgreichen österreichischen Übersetzer ihre Arbeiten bei deutschen Verlagen herausbringen (vgl. Pölzer 2007). Dies ist etwa der Fall bei dem Publizisten Martin Pollack, der 2011 mit dem Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung ausgezeichnet wurde und dessen kulturjournalistisches und übersetzerisches Oeuvre intensiv mit Polen verknüpft ist; so ist er, unter anderem, Übersetzer von Ryszard Kapuściński.

7. Das Bild der Übersetzerinnen und Übersetzer in der Öffentlichkeit

Die rein statistisch betrachtet überwiegende Menge an Übersetzungsleistungen wird im Bereich der Fachübersetzungen erbracht, die anonym bleiben und nur dann öffentliche Aufmerksamkeit erlangen, wenn ein verhängnisvoller Fehler passiert. Für den Dolmetschbereich gilt dasselbe, vielleicht mit der Einschränkung, dass in letzter Zeit einzelne in der Politik tätig gewesene Dolmetscher ihre Memoiren publizieren, um ihren Beitrag zu den welthistorischen Vorgängen auf dem diplomatischen Parkett ins rechte Licht zu rücken.

Literaturübersetzer finden heute ihren Namen zwar – im Gegensatz zu früher – auf dem Titelblatt vermerkt, aber einen hohen Grad an Bekanntheit oder Anerkennung verschafft diese Erwähnung auch nicht. Es gibt im deutschen Sprachraum keine geregelte Ausbildung für Literaturübersetzung und kein einschlägiges Diplom. Daher kann, wer immer sich dazu in der Lage fühlt, einen literarischen Text zu übersetzen, einem Verlag seine Dienste anbieten.

Allen Unkenrufen zum Trotz wird man dennoch vier positive Aspekte aus der Entwicklung der letzten Jahrzehnte hervorheben dürfen.

Erstens: Das Prestige der Literaturübersetzung steigt in dem Ausmaß, wie bekannte SchriftstellerInnen sich als ÜbersetzerInnen betätigen und sich auch zu dieser Tätigkeit bekennen, was heute sehr viel öfter der Fall ist als in der Vergangenheit. Dass Dichter wie Erich Fried (Shakespeare, Dylan Thomas) oder die Nobelpreisträgerin Elfriede Jelinek (Thomas Pynchon, Christopher Marlowe, Oscar Wilde, Georges Feydeau) literarische Werke übersetzt haben, wertet die Tätigkeit in den Augen der Öffentlichkeit sicher auf.

Zweitens: Die Anforderungen an Literaturübersetzer werden heute mehr als in vergangenen Zeiten medial thematisiert. Das Feuilleton seriöser Zeitungen widmet Übersetzungen vielfach lange und oft auch ausgezeichnet recherchierte Artikel. Interviews in den Medien fördern das Verständnis für die Schwierigkeiten und Nöte von Literaturübersetzern. Das tun übrigens auch publikumswirksame Auseinandersetzungen mit Verlagen, wovon es in den vergangenen Jahren einige gab. Imagefördernd sind schließlich sicher auch abendfüllende Filme wie

Vadim Jendreykos Porträt der Übersetzerin Swetlana Geier (†2010) mit dem Titel *Die Frau mit den fünf Elefanten* (2009), womit die fünf großen Romane Dostojewskis gemeint sind, denen die Übersetzerin zum Teil auch neue Titel gegeben hat (z.B. *Verbrechen und Strafe* statt *Schuld und Sühne*).

Drittens: Die vermehrte Aufmerksamkeit trägt zumindest bei Übersetzungen kulturell relevanter Texte zweifellos auch zu einem ausgeprägteren Qualitätsbewusstsein bei. Über den übersetzungstheoretischen Ansatz kann durchaus nach wie vor erbittert gestritten werden (es sei nur an die endlose Debatte um *Lemprière's Dictionary* von Lawrence Norfolk erinnert), gravierende Gedankenlosigkeiten (die auch dem Lektorat hätten auffallen müssen, wenn es denn ein solches noch in allen Verlagen gäbe) können dem Ansehen eines Übersetzers aber doch einen gewissen Schaden zufügen.

Viertens: In der deutschen Verlagskultur ist es heutzutage üblich, dem Übersetzer Platz für eigene Paratexte zuzugestehen. Damit wird einerseits signalisiert, dass es sich bei der Publikation um eine Übersetzung handelt (was früher keineswegs Standard war), andererseits erhält der Übersetzer dadurch nicht nur einen gewissen Grad an „Sichtbarkeit“ (vgl. das Schlagwort von der Unsichtbarkeit des Übersetzers, z.B. in einem Buchtitel von Lawrence Venuti 1995), sondern auch die Möglichkeit, die Leitlinien seiner Arbeit zu erläutern. Bei Gedichten wird es überhaupt zunehmend üblich, die Originale mit abzudrucken.

Insgesamt dürfte also die deutsche Übersetzungskultur im Lauf der letzten Jahrzehnte das Bewusstsein des Lesepublikums für das, was Übersetzungen sind und leisten können, geschärft haben. In einem Zeitalter, in dem das Konzept des geistigen Eigentums allerdings in postmodernen Diskursen philosophisch zerredet wird, sind freilich alle diese Bestrebungen vielleicht schon wieder ein Anachronismus.

Literaturverzeichnis

- Albrecht, Jörn (1998). *Literarische Übersetzung. Geschichte – Theorie – Kulturelle Wirkung*. Darmstadt.
- (2011). „Übersetzungspraxis und Übersetzungskonzeptionen in frühneuhochdeutscher Zeit“. In: Lobenstein-Reichmann, A. / Reichmann, O. (Hg.) *Frühneuhochdeutsch – Aufgaben und Probleme seiner linguistischen Beschreibung*. Hildesheim / Zürich / New York. S. 35–96.
- Baker, Mona / Saldanha, Gabriela (Hg.) (2009). *Routledge Encyclopedia of Translation Studies*. London – New York.
- Blakner-Hohenwart, Gabriele (2001). *Der deutsche Molière. Molière-Übersetzungen ins Deutsche*. Frankfurt am Main.
- Cronin, Michael (1996). *Translating Ireland*. Cork.
- Eckkrammer, Eva Martha (1996). *Literarische Übersetzung als Werkzeug des Sprachausbaus: Am Beispiel Papiamentu*. Bonn.

- Ellis, Roger (Hg.) (2008). *The Oxford History of Literary Translation in English*. Oxford.
- Häntzschel, Günter (1977). *Johann Heinrich Voß. Seine Homer-Übersetzung als sprachschöpferische Leistung*. München.
- Hieronymus (1963). „Brief an Pammachius“. In: Störig, H. J. (Hg.) *Das Problem des Übersetzens*. Stuttgart. S. 1–13.
- Kittel, Harald / Frank, Armin Paul / Greiner, Norbert / Hermans, Theo / Koller, Werner / Lambert, José / Paul, Fritz (Hg.) (2011). *Übersetzung – Translation – Traduction. Ein internationales Handbuch zur Übersetzungsforschung*. 3. Teilband. Berlin – Boston.
- Koch, Manfred (2002). *Weimaraner Weltbewohner. Zur Genese von Goethes Begriff ‚Weltliteratur‘*. Tübingen.
- Lafarga, Francisco / Pegenaute, Luis (Hg.) (2004). *Historia de la traducción en España*. Salamanca.
- Luther, Martin (1530/1963). „Sendbrief vom Dolmetschen“. In: Störig, H. J. (Hg.) *Das Problem des Übersetzens*. Stuttgart. S. 14–32.
- Ortega y Gasset, José (1937/1963). „Glanz und Elend der Übersetzung“. In: Störig, H. J. (Hg.) *Das Problem des Übersetzens*. Stuttgart. S. 322–347.
- Pöckl, Wolfgang (2004). „Zur Wortgeschichte von *übersetzen*“. In: Krisch, T. / Lindner, T. / Müller, U. (Hg.) *Analecta Homini Universali Dicata. Festschrift für Oswald Panagl zum 65. Geburtstag*. Band I. Stuttgart. S. 455–460.
- (2008). „Glossen als Keimzellen der Philologie“. In: Strosetzki, Ch. (Hg.) *Übersetzung – Ursprung und Zukunft der Philologie?* Tübingen. S. 31–43.
- (2012). „Übersetzungen aus dem Spanischen ins Deutsche“. In: Born, J. / Folger, R. / Laferl, Ch. / Pöll, B. (Hg.) *Handbuch Spanisch*. Berlin. S. 771–778.
- Pölzer, Rudolf (2007). *Kein Land des Übersetzens? Studien zum österreichischen Übersetzungsmarkt 2000 – 2004*. Berlin – Wien.
- Ruiz Casanova, José Francisco (2000). *Aproximación a una historia de la traducción en España*. Madrid.
- Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst (2009). „Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens“. In: Kitzbichler, J. / Lubitz, K. / Mindt, N. (Hg.) *Dokumente zur Theorie der Übersetzung antiker Literatur in Deutschland seit 1800*. Berlin. S. 59–81.
- Schreiber, Michael (1993). *Übersetzung und Bearbeitung. Zur Differenzierung und Abgrenzung des Übersetzungsbegriffs*. Tübingen.
- Seele, Astrid (1995). *Römische Übersetzer. Nöte, Freiheiten, Absichten*. Darmstadt.
- Venuti, Lawrence (1995). *The Translator's Invisibility. A History of Translation*. London – New York.